

Nr. 64. Bromberg, den 27. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(10. Fortsetzung.

Die Stimmung wurde im Verlauf der Mahlzeit so fröhlich, daß beide Väter eine Rede hielten.

Es ergab sich auch schon alles aus sich selbst. Gute Bürgerhäuser alle beide. Und wenn Schwansen auch nicht in die Suppe zu brocken hatte bei seinen Fünfen, was Kolck für seinen Sohn in die Wage werfen konnte, so war das Mädchen selbst, um das es unter diesem Dache ging, doch ein Staatsstück an Außenwert und innerem Bestand.

Kurz, man konnte von beiden Seiten zufrieden sein mit der Wahl der jungen Leute, und brauchte es an einer entsprechenden Beglaubigung nicht fehlen zu lassen.

Und da Schwansen der Gast war, sprach er zuerst.

„Verehrter kleiner, durchgesiebter Kreis“, sagte er und wischte schnell einmal mit seinem Taschentuch über die Stirn, „Reden sind die Nachlese, wenn die Tafelfreuden nicht mehr recht verfangen wollen, und ich kann wohl sagen, ich steh' mit Stolz an diesem Platz und lege mein Scherflein auf den Tisch des Hauses.

Es war reichlich, und es war gut, was wir gegessen und getrunken haben. Es war sogar ganz ausgezeichnet, und nachdem ich dir, mein lieber Franz, als meinem zukünftigen Schwiegersohn ausgiebig und vollen Herzens meine Glückwünsche zu deinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr dargebracht habe, beglückwünsche ich nunmehr meine Tochter, meine Zweite von unseren vier Mädels, unsere liebe Hedwig. Was für ein schönes, stattliches Haus wird dich aufnehmen! Und es ist nur ein Hahn im Korbe.

Es sei ferne von mir, Geschwister zu verlästern, habe ich doch selbst fünf Kinder, aber in anderer Hinsicht fehlt natürlich auch die Kehrseite der Medaille nicht. Wie es der Welt Lauf ist. Ich meine natürlich, daß einem keiner in den Kram pfuschen kann, wenn man Solo spielt.

Das ganze Leben ist überhaupt eine Skatpartie, wenn ich mich ausnahmsweise einmal so ausdrücken darf. Jeder luchst, was der andere in der Hand hält, denn darauf kommt es an beim Ausspielen.

Ihr könnt nun nach Belieben reizen, liebes Brautpaar. Die Karten sind vorzüglich gemischt, und was im Skat liegt, da braucht ihr schließlich nur eure Alten mal an den Ellbogen zu stoßen und könnt denn noch immer aus der Hand spielen, wenn euch das besser paßt. Unter eurem Tisch hätte ich die Beine auch wohl haben mögen, als ich halbwegs zwanzig war.

Dennoch erhebe ich mein Glas nicht zunächst auf euer Wohl. Ich trinke auf das Wohl dieses Hauses und auf das ehrwürdige Elternpaar, das in letzter Beziehung die Feier dieses Tages hervorgerufen hat. Euch rufe ich nur zur Revanche auf, eure Sache nicht schlechter zu machen als eure Eltern, und im übrigen bitte ich die gesamte Tafelrunde, sich von den Plätzen zu erheben, und mit mir anzustoßen auf das Wohl unserer Gastgeber, auf die hochverehrten Bräutigamseltern Claudius Theodor Kolck und Frau! Sie leben hoch, hoch und nochmal hoch!! — — —“

Die kleine Gesellschaft stand auf — es waren nur acht Personen. Hell klangen die Gläser aneinander, und auf das Tischtuch schwippte auch ein paarmal etwas über. Aber Mutter Kolck sah es nicht, trotzdem es Rotwein war.

Ach ja, Mutter Kolck! Hedwig sah ihr mit einer heißen Liebe in die Augen. Was alles war von der Frau zu lernen! Wie wollte sie ihr ans Herz kriechen und tief hinein!

„Franz“, sagte sie leise und drückte heftig die Hand ihres Verlobten, „wie lieb habe ich deine Mutter! Die soll es gut haben auf ihre alten Tage!“

Franz sah sie leuchtend an.

Aber dann gab es gleich darauf ein kleines Gefecht. Franz wollte reden, und Hedwig sagte, das käme ihm noch nicht zu.

Sie wußte genau, alles, was sie an ihrem Franz noch zu bekämpfen hatte, wurde durch Alkohol gelockert und lag dann auf der Oberfläche wie auf Quecksilber.

„Laß deinen Vater man erst sprechen!“ sagte sie. „Der kann es. Du kannst es mir allein sagen, was du auf dem Herzen hast. Dafür sind wir Brautleute. Ich seh' es denn erst mal durch.“

„Du meinst wohl, daß ich schon zu viel hab' von den paar Glas Wein!“ wollte Franz auffahren, aber da stand seine Mutter plötzlich hinter seinem Stuhl und sagte: „Franz, hast du Hete ihren Teil eigentlich schon gegeben von deinem Geburtstagstisch? Du wolltest es ja für dich allein abmachen, aber ich seh' noch gar nichts.“

„Donnerwetter!“ sagte er. „Bin ich ein Schafskopf!“ Damit wollte er aufspringen.

Aber seine Mutter drückte ihn auf den Stuhl zurück. „Nun man sachte!“ sagte sie. „Ich glaube, Vater will eben ans Glas schlagen.“ Und Claudius Theodor Kolck blickte auch schon scharf hinüber und stand dann auf.

„Schwansen hat so schön gesprochen“, sagte er, „daß ich man knapp mitkommen werde. Ich will auch man bloß so'n bißchen quatschen, wie wir es unter uns Stadtverordneten manchmal tun. Nur so'n paar gemeinnützige Interessen, die gemein und auch nützlich sind, wie Fritz Wiemerstedt zu sagen pflegt. Mir wäre daran gelegen, daß Markt und Brückenstraße sich nun recht einträchtiglich miteinander vertragen, mit und ohne gebratene Enten.

Es ist ja eigentlich eine bitterböse Zeit geworden, nachdem wir nun so herrlich einmal wieder Abrechnung im großen gehalten haben.

Wer sich einen Herd setzen will, soll auch für den Schornstein sorgen, und jeder hat seinen Mann zu stehen.

Also keine Angst, kleine Hedwig, falls von diesem Artikel noch eine Ecke in dir verstaut sein sollte! Einen Bruder Leichtfuß kriegst du nicht. Franz liebt nur die tiefen Züge, in der Arbeit und in allem. Hab' ich ihn nachher erst ran, dann hab ich ihn ran, ich kenne meinen Sohn. Das sollst du nur wissen. Du bist eine Schwiegertochter nach meinem Sinn, ich habe das größte Vertrauen zu dir. Und weil ich das habe, will ich dir gleich heute einen kleinen Wink geben. In aller Öffentlichkeit.

Gar zu leicht kommt Zank und Streit darüber her, wenn der Mann auch mal seinen Weg allein geht. Und das ist doch gar nicht anders zu machen bei einem Geschäftsmann. Zumal nicht, wenn einer eine Weinhandlung hat. Ich meine, was eine rechte Frau ist, die will auch einen rechten Mann haben und keinen Duckmäuser und Pantoffelhelden.

Alle Schlüssel des Hauses gehören der Frau, bis auf den Geldschrankschlüssel und den Haustürschlüssel. Und zwar nicht auf dem Gnadenwege, sondern von Rechts wegen. Und vor allen Dingen wäre größere Ehrlichkeit darüber am Platze. Nachher soll dann alles mit Hinterlist gemacht werden oder mit Ach und Krach.

Du brauchst auch nur deine künftige Schwiegermutter zu fragen, Hedwig Pausback, die weiß Bescheid und wird dir

wohl sagen, wie sie bei meiner Methode gefahren ist. Und nun stoß du zuerst mit mir an! Prost allerseits! — — —"

Hedwigs Augen wollten Grund fassen und mochten es doch nicht recht. Unwillkürlich sah sie sich nach Frau Kolck um und ging dann auch gleich mit ihrem Glas zu ihr.

Und da war sie geborgen. Unendlich gütig sahen die beiden wissenden Frauenaugen in ihre und streichelten sie so lieb, daß Hedwig sich sagte, es sei mit Vater Kolcks Worten alles in bester Ordnung.

Das kannte sie doch von Hause her, daß Vater immer mal allein wegging abends. Und Mutter war es meistens mehr als recht. Sie hatte dann dieses noch vor und dann das, und es kam auch mal jemand aus ihrem Bekanntenkreis, daß man als Frau auch mal unter sich und seinesgleichen sein konnte. Dabei ließ sich gar nichts Arges denken. Der unangenehme Beigeschmack war nur von dem Haustürschlüssel hergekommen, den hätte Vater Kolck nicht zu betonen brauchen. Sie war doch gar nicht kleinlich.

Nun war es aber wieder weg. So ein Paar Augen auch! Wie schön und beruhigend war es, mit einer Frau unter ein Dach zu kommen, nach der man sich schon jetzt alle Tage sehnte und der nachzustreben fast schon als Sinn und Zweck an sich gelten konnte.

Zu gern hätte Hedwig in diesem Augenblick mit der geliebten und verehrten Frau allein gesessen, den Kopf gegen ihre Backe gedrückt und alle heiße Dankbarkeit ausschmiegend.

Da legte Franz ihr den Arm um die Hüfte und zog sie mit sich fort. „Du hattest recht", sagte er, „die ganze Rederei hat keinen Sinn, es wird viel zu viel gequasselt. Ich will ja gar keinen Haustürschlüssel haben, Hete, den kannst du hinters Kopfkissen stecken. Und nun komm man erst mal mit! Mit mir ganz allein. Da soll kein anderer teil daran haben als wir zwei beide."

Franz wollte in diesem Augenblick nichts für sich haben, das spürte Hedwig wohl.

Aber dann war sie ganz beschämt vor Freude. Sie hätte ja sonst kein Mädchen sein müssen. So ein Stück aber auch! Es war ein Ring. Im unteren Teil leicht angeschliffen wie von vielem Tragen, aber in seiner oberen Hälfte von einer Pracht, daß Hedwig so etwas noch nicht gesehen hatte. Es waren zwei Hände, die um einen Stein faßten, und der Stein hatte ein Feuer und gab sich in so vielen Farben her, daß Hedwig dachte, so etwas gäbe es doch wohl gar nicht, und was für ein Stein es wohl sein möchte.

Franz schwamm nur so in Stolz. „Es ist ein Topas", sagte er. „Ich hab' dir doch schon 'mal erzählt, daß meine Mutter so etwas wie einen Stammbaum hat. Die Hegerts waren schon durch Hunderte von Jahren Leute von Besitz und haben sich nicht wenig darauf zugute getan. Es gibt mehr echte Steine in der Familie, und es gilt die Bestimmung, daß jeweils eine Anverlobte in gerader Linie an der Brauthand, am Finger oder über dem Handgelenk, so ein Schmuckstück tragen soll, um dann nachher kein Wässerchen zu trüben an den Ästen. Mädchen, wie dir das Stück sitzt, und wie ihr um die Wette blinkert, du und der Stein! Man weiß nicht, wo man hinsehen soll."

Hedwig fühlte plötzlich, daß sie blaß wurde, und sah erschrocken auf Franz. Er merkte es aber gar nicht in seinem Eifer. Und sie wußte nicht, woher es kam und wie es möglich war — sie mußte an einen Totenkopf denken. An den Ring in Büsum und an den Mann, der jetzt bei seiner Braut war, wie sie bei ihrem Bräutigam.

Es war so merkwürdig, daß sie diesen Menschen nicht vergessen konnte und daß er in Augenblicken neben ihr stand oder durch irgend etwas an sich erinnerte, wenn sie am wenigsten darauf gefaßt war. Und entweder wurde sie dann heiß oder kalt. Als hätte sie Schuld auf sich geladen oder Vertraulichkeiten mit dem Mann gehabt, und sie hatten doch nur eine Weile nebeneinander gesessen.

Ohne daß dabei im leisesten ein Wunsch aufgestanden wäre. Im Gegenteil, sie hatte an Franz gedacht, als sie übers Wasser sah.

Erst ganz zuletzt war sie seltsamen Dingen in sich nachgeglitten. Angeregt vielleicht durch Tante Teschens merkwürdige Zustände. Sie hatte gedacht, daß das Herz gar keine Pumpe sei, sondern freies Fließwasser, und daß es süß und lindernd sei, dem Kreislauf und dem Bett nachzusuchen und, statt Todesfurcht zu haben, der Allmacht zu trauen, die aus Herzschlag und Seegang so einen feinen, leisen Zusammenklang machte. —

Es war kühler in dem Zimmer. Franz kämpfte im allerersten Stadium mit der Balance. „Mir scheint, du hast was auszusetzen", sagte er. „Oder denkst du gar, daß der Ring dir noch nicht zukommt?"

„So ähnlich denke ich", sagte Hedwig. „Das ist ja ein großes Wertstück. Der ist mir noch zu schwer am Finger; so etwas bin ich nicht gewöhnt, Franz. Laß ihn jedenfalls noch bis Weihnachten liegen, dann hast du mich gleich als Braut unterm Baum beschenkt."

„Für Weihnachten weiß ich schon was anderes", sagte Franz strahlend. „Es ist doch nicht wie bei armen Leuten. Und dies Geschenk geht ja zur Hauptsache von Mutter aus. Der Ring soll uns vor Ungemach behüten, sagt sie. Mutter hat so ihre kleinen Wunderlichkeiten."

„Sie ist so verwandt mit dem Sinn, der in dem Wort Mutter liegt, daß man die Hände falten möchte", sagte Hedwig. „Franz, Franz, wie selbstverständlich nimmst du all ihre große Güte hin!"

„Sie ist doch meine Mutter", sagte Franz und wußte nicht recht, wie er sich den Anruf zugezogen hatte. „Übrigens habe ich sie selbst schon mit vielen anderen Müttern verglichen und zog jedesmal Herz-As dabei."

Hedwig küßte ihren Franz für das Wort. Und dann bat sie ihn: „Laß mich zu deiner Mutter gehen, und komm nicht mit! Ich möchte ihr danken und einen Augenblick mit ihr ganz allein sein. Ich höre sie nebenan hantieren."

„Das kannst du machen", sagte Franz bereitwillig und selig über das gute Einvernehmen zwischen Mutter und Braut. „Aber mit dem einen Kuß bin ich nicht zufrieden. Erst einmal will ich meinen vollen Dank haben, denn schließlich ist der Ring doch von meinem Tisch genommen, da hatte Mutter ihn versteckt."

Der Alkohol schien wie weggeblasen, und Franz stand einmal wieder so treuherzig bittend da, statt einfach zu nehmen, was ihm mit gutem Recht zukam, daß Hedwig sich ihm in den Arm schmiegte. Dann nahm er allerdings reichlich.

„Nun sieh bloß an, wie du mich hergerichtet hast", sagte sie drohend und stellte sich ordnend vor den Spiegel. „So kann ich mich doch gar nicht sehen lassen! Du hast mir mein Haar vollständig durcheinandergebracht."

„Das mag ich beinahe ebenso gerne, wie einen Kuß kriegen", sagte Franz. „Oder ich glaub' sogar, noch ein bißchen gerner. Dein Haar ist lauter Kribbelkram. Ganz und gar elektrisch ist es. Ich will zur Warnung für Unbefugte ein kleines Schild daran anbringen: „Starkstrom!"

Hedwig machte sich lachend los, denn Franz hatte sie wieder zu umfangen gesucht, und griff nun nach den Nadeln, die eben frisch befestigt waren. Und ehe er es sich versah, hatte er einen kleinen Klaps auf die Finger und stand dann so plötzlich allein, daß er ganz perplex war.

Er sagte aber sehr zufrieden und behaglich in die Richtung der Tür, hinter der sie verschwunden war: „Wart' nur, du Racker, wenn ich dich erst ganz eingefangen habe!" Und damit ging er fröhlich pfeifend zu den andern.

Und Hedwig war nun in der kleinen Nebenstube, in der augenblicklich ein Tisch mit Gebäck aufgestellt war, zwischen dem Frau Kolck ordnete und auflegte.

Eng fühlte sich Hedwig ans Herz geschlossen. Ihr war, als zitterten ihr die Lippen. Sie konnte kein Wort sagen, legte nur ihren Kopf in die beiden Frauenhände und hatte Mühe, nicht aufzuschluchzen.

Frau Kolck hob den hellhaarigen Mädchenkopf auf, behielt ihn zwischen ihren Händen, sah tief in die tränenschimmernden Augen und küßte die Stirn, und hernach auch den Mund. „Du sollst mir immer alles sagen, Hedwig", sagte sie. „Der Ring soll ein Bündnis zwischen uns zwei Frauen sein. Wir wollen einen guten, festen Grund miteinander legen. Wenn die Frau und die Mutter vom Mann sich die Hand reichen, steht die Wiege nachher fest, und die Art ist geborgen, steht in unserer Familienchronik."

Alles Blut, das in Hedwig war, schien sich über sie hinzuschütten.

„So rot wurde ich auch, als mir zum erstenmal mit einem gutgemeinten Wort an die Geheimtür geklopft wurde," sagte Franzens Mutter. „Mein Kind, wir sind so unerfahren in dem Alter, und sollten besser mal alle Scheu überwinden. Frag mich all und jedes, was du wissen möchtest in deiner Brautzeit, und sag mir alles, was dich drückt — um so ruhiger kannst du dann vor den Altar treten."

Hedwig fühlte einen Zustrom in sich, daß sie kaum Fassung zu bewahren wußte. Sie legte beide Arme um Dorette Kolcks Hals, und sagte mit Inbrunst: „Mutter!"

Und Frau Kolck sagte: „Mein Kind. Mein liebes, liebes Kind!" Und hielt die Tochter fast wie ein Gnadengeschenk vom Himmel.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die beiden Frauen sich ermannt hatten. Aber dann gingen sie miteinander zurück in die kleine Gesellschaft, meisterten alles und feierten fröhlich mit bis zum Schluß.

*

Freese kriegte die Decken natürlich noch gestrichen, und die Gardinen im ganzen Hause wurden gewaschen bis unters Dach hinauf. Da war auch nicht das kleinste Kammerfenster, das vergessen wurde.

Aber wenn das auch nicht gewesen wäre, es war doch wohl kaum ein Mensch im ganzen Nest, der nicht gewußt

hätte, daß Kolcks und Schwansens sich versippten. Und man gönnte Hedwig das warme Nest in der Brückenstraße.

Das Brautpaar war beliebt, alle beide. Sie waren frisch und natürlichweg in ihrem Wesen, freundlich und zuvorkommend gegen jedermann. Und wenn Franz auch mal mehr durch die Hupe stieß, als nötig war, setzte er andererseits auch gelegentlich einen Haufen Kinder in sein Auto und schob die kleinen Rotznasen, die kein Taschentuch hatten, nicht zurück, und man sah ihm an, daß er es nicht der Leute wegen tat, daß er seinen Spaß an der Sache selbst hatte.

Die Dinge nahmen so recht unter allgemeiner Anteilnahme ihren Lauf. Und da Franz es jetzt meistens eiliger hatte als früher, wenn er schnell mal in das Haus am Markt flitzte, glitt ihm durch die „Spione" manches Lächeln nach. —

Käte kam drei Tage vor dem Fest. Sie war schmaler geworden und auch blaßfarbiger. Und sie konnte es kaum erwarten, bis sie die ältere Schwester abends vor dem Zubettgehen noch eine Stunde für sich allein hatte. Immer wieder sah sie auf die Uhr und dachte, es könnte endlich Schluß sein mit dem Rummel im Hause.

„Das ist man knapp mit auszuhalten hier bei euch", sagte die Kleine um zehn herum zu Hedwig. „Nun hat man ja wohl endlich noch ein Stündchen mit dir allein. Wie ich mich darauf gefreut habe, Hete!"

Hete war müde. Sie hatte Kuchen gebacken, Gänse hergerichtet und Hasen ausgenommen. Und zwischendurch hatten sie und Mutter beide immer wieder noch im Laden helfen müssen. Es war ein toller Betrieb unten, als sei alles für die letzten paar Tage verspart. Das mochte noch gut werden. Vater knappste immer an Personal. Und er mochte es so haben, dann war er in seinem Fett, wenn er sich rings in seiner Ware vergraben konnte.

„Hedwig war es aber entschieden zuviel geworden, trotzdem sie sonst wahrhaftig ihren Mann stand. Sie setzte sich matt und fertig mit ihrer Käteschwester in ihre Stube.

„Ich bin so müde," sagte sie, „daß ich eigentlich nicht mehr piep sagen mag. Wie gerädert komme ich mir vor, und was ich sonst gar nicht kenne — ich kann die Augen kaum noch aufhalten. Ich hab' mich ja selbst so auf dich gefreut, Käte, und daß wir hier bei mir ein Stündchen ganz allein sitzen könnten, aber nun habe ich das Rechte nicht davon. Wollen wir unseren Plausch nicht bis morgen aufschieben?"

„Morgen abend ist Franz ja da, dann wird es noch später", sagte Käte. „Du brauchst dich nicht zu rühren und keinen Ton zu sagen, und meinetwegen kannst du dich auch schon hinlegen. Ich setz' mich auf die Bettkante."

Hedwig sah die Schwester an: „Drückt denn wieder etwas?" sagte sie.

„Ja," sagte die junge Schwester, „es muß wieder etwas vom Herzen herunter. Ach, Hete, was ist das bloß mit uns Mädchen! Man sitzt voll Leben und Draufgang, und dann wieder möchte man sich in die Ecken verkriechen."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Lehrlings Mathießen.

Von Walter Anatole Persich.

Nur wenn im Herrensalon allzu starker Andrang herrschte, schickte der Meister, der sich sonst die Damenbedienung vorbehalten hatte, Aribert Mathießen. So auch am Nachmittag des 23. Juni, der außerdem Ariberts Geburtstag war. Der betrat das kleine Damenkabinett, dessen helle Blumentapeten und Weißlackmöbel eine Art exklusiver Vornehmheit zu betonen schienen, mit dem selbstsicheren Schritt und Gehabe des „Ausgelernten". Freudig verbeugte er sich: „Guten Tag, gnädiges Fräulein", und sie lächelte, ein wenig rot geworden, zurück: „Guten Tag, Herr Mathießen."

War denn heute Sonntag und Weihnachten und Pfingsten und sein eigener Geburtstag in den Inhalt und die Schönheit eines Nachmittags gepreßt? Sie saß vor ihm, sie wollte ihr süß gebobbtes Haar von seinen schon nicht mehr ganz ungewandten Händen waschen und — wenn ihm das Schicksal ganz gnädig war — sogar bobben lassen! Sie, die Tochter des Herrn Rat Savin, die herrliche Marietta, von der — nein, das war ja gerade das Ärgerliche: so sehr er sich jeden Abend vornahm, von ihr zu träumen, es gelang ihm nicht! Während der ewig gehetzten Stunden des Tages, die ihm alle mindere, von den Gehilfen mißachtete Arbeit, Einseifen, Bürstenreinigen, Flacons-Füllen und Servietten-Legen aufbürdeten, dachte er seit zwei Wochen nur noch an sie. Zweimal war ihm schon das Glück zuteil geworden, ganz allein mit ihr im Kabinett ihren Bubikopf zu strählen, sehr, sehr sanft zu waschen und mit allergrößter Zärtlichkeit zu trocknen. Im geschliffenen Spiegel vor sich bemerkte er den aufmerksamen Blick der Sechzehnjährigen — dann gab es Stunden süßester, erregtester Hoffnungen, Tage bitterster Schwermut und Selbstqual. Erwiderte sie seine Liebe, ahnte sie, daß er in zehn Jahren einer der reichsten Friseure der Stadt sein wollte, um den Herrn Rat als ein Ebenbürtiger um ihre Hand zu bitten? Ahnte sie, daß er oft vom Chef gelobt wurde, daß es hieß, er habe eine außergewöhnlich leichte Hand beim Rasieren, eine sanfte Geschicklichkeit beim Einseifen, und die ersten Haarschnitte wären für einen Lehrling im zweiten Jahr ungewöhnlich tüchtig — er würde es in seinem Fach noch weit bringen? Der Chef stand im achtundsechzigsten Jahr, litt, wie man erzählte, an einer Krankheit, die ihn jeden Tag umwerfen konnte. Erben gab es nicht — vielleicht bezog sich das Testament auf ihn, Aribert Mathießen, den tüchtigsten aller Lehrlinge? Wer konnte es schließlich wissen?

Indes — sie mußte wohl etwas ahnen, würde sie ihn sonst mit „Herr" und seinem richtigen Namen anreden, würde sie ihn sonst immer so schalkhaft durch den Spiegel anblicken?

Der Chef lugte im Vorbeirasen einmal durch die Portiere. Als er Mathießen so tapfer bei der Arbeit sah, zog er sich beruhigt in den Herrensalon zurück, in der stillen Hoffnung, daß Fräulein Savin heute nur waschen lassen würde. Frisieren könne er sie schnell, um dann seine schon nervösen Stammgäste weiter zu bedienen.

Während Aribert Mathießen, siebzehnjährig, schlank und blond und ein wenig ungelenk in den Schritten, die friseurhaftes Welimannstum bekunden sollten, verzweifelt nach einem Gesprächsthema suchte, mußte er auch schon den Trockenapparat in Tätigkeit setzen. Zag strich er mit der Hand den Hitzwellen voraus, trat halb vor die Angebetete und mußte sich ein wenig zu ihr herabneigen, und da — er hatte nicht an Böses gedacht — verlor er für eine Sekunde fast die Besinnung: das gnädige Fräulein trug eine überraschend duftige Bluse, eines jener zarten Gebilde, die der Weiblichkeit von einer mehr als reizvollen Mode vorgeschrieben werden — und gerade jetzt mußte sie mit leicht geöffneten Lippen, mit diesen angebeteten Augen strahlend zu ihm aufblicken. Der Trockenapparat schwankte hin und her, Aribert stand fassungslos — sein Impuls trieb ihn, zu sagen: „Ich möchte Sie küssen", aber er stammelte nur: „Auch — bobben — gnädiges Fräulein?"

Was war Seligkeit gegen seinen augenblicklichen Zustand — was war grausamstes Leiden dagegen! In ihm litt und jubelte das siebzehnjährige Herz eines ganz einfachen, nicht unbescheidenen oder etwa schlecht erzogenen Lehrlings, also ein Herz voller Hingabe und Schlichtheit im Fühlen . . . und dieses Herz war zum ersten Male im Innersten von Mädchenanmut getroffen.

„Nein, bitte bleichen!" nickte das Mädchen ein wenig geziert, erstaunt, weil nun nicht, wie bisher, der viel lustigere Chef sie weiter bediente.

Die gestammelte Frage hatte die Katastrophe eingeleitet: in der Verwirrung ausgesprochen, verpflichtete sie nun zu männlichem Können, zu meisterhafter Arbeit und Tadellosigkeit — und dann, als er die Wasserstofftinktur mischte, die Lösung vorsichtig verrieb, schien das Wagnis gar nicht gefährlich, glaubte Aribert für seinen Mut nach Fertigstellung des Gesellenstückes sogar auf eine Belohnung seitens des Meisters rechnen zu dürfen . . . Schließlich griff er kühn eine kurze Frage auf. Herzklopfend empfing er in der Antwort die Bestätigung, daß seiner Angebeteten eine Plauderei nicht unangenehm sei, und lachend stellte sie gerade fest, in derselben Tanzstunde unterrichtet zu werden, wenn auch an verschiednen Tagen, da erschien — schon besorgt — der Chef an der Tür, sah die beiden jungen Menschen harmlos und unbesorgt plaudern, während die Lösung auf dem hellen Haar schon lange wirken mußte. Er stürzte erschrocken vor.

„Verfluchter Bengel, wenn das Haar verpfuscht ist, hast du mich ruiniert!" Schon flog die Kumme zu Boden, fast weiß lag nach der Trocknung das einst rötlich-blonde Haar am Kopf des Mädchens . . . Hart klatschte ein Dutzend Ohrfeigen auf den Lehrling nieder. Unter der Wucht der Schläge, der zusammengebrochenen Hoffnungen, und des unersetzlichen Unheils taumelte er in den Herrensalon, achtete nicht der erstaunten Gesichter und trat in benommener Furcht, in Qual und Grauen auf die sonnige Straße. Wie konnte er wissen, daß der Meister die junge Dame beschwor, dem Herrn Rat nicht ein Wort über den Vorfall zu sagen — daß sie allzugerne seine Bitte erfüllte, weil der Vater ihr streng verboten hatte, die Mode des Bleichens schon als ein halbes Kind mitzumachen? Der kundige Friseur färbte das Haar wieder nahezu bis auf die geringste Nüance des einstigen Farbtons und konnte Marietta Savin versprechen, in weniger als sechs Wochen, während welcher die Färbungen kostenlos durchgeführt werden sollten, den Schaden durch das nachwachsende Haar behoben zu haben. Das Mädchen selbst schien mehr als froh, diesen Leichtsinn nicht teurer bezahlen zu müssen, und verließ bald darauf die Stätte des Unheils.

Aber weder im Herrensalon, noch im Hause seiner Eltern fand man Aribert Mathießen. Man schwebte lange in ärgsten Sorgen — schließlich sollte das Schlimmste Wirklichkeit werden: zerstörte Liebe, Schmerz über die leichtfertige Schädigung seiner Angebeteten und wohl vor allem das erniedrigende Bewußtsein, vor ihren Augen Ohrfeigen erhalten zu haben, veranlaßten den siebzehnjährigen und darum so stark empfindenden Lehrling, den Schlußpunkt unter das erste Abenteuer seiner Männlichkeit zu setzen . . .

Ein Polizeibeamter brachte den Friseurkittel des Erhängten.

Das schwarze Ferkel.

Skizze von **Otto Anthes.**

Mein Freund der Kapitän erzählt:

Als wir damals wochenlang mit unserem Segler an der Küste von Jamaika lagen, um Farbhölzer einzunehmen — ich war noch Leichtmatrose —, bekam einer der alten Matrosen von einem Eingeborenen ein ganz kleines schwarzes Ferkelchen geschenkt. Er brachte es an Bord, und als wir mit dem Ziel England in See stachen, war das kleine Vieh bereits der Liebling der ganzen Mannschaft. Tiere an Bord — das ist ja überhaupt ein Kapitel für sich. Es ist, als ob der Seemann alle Liebe und Zärtlichkeit, für die er sonst unterwegs keine Verwendung hat, auf solch ein verschwiegenes Wesen häufen müßte. Unser Ferkel aber war ganz besonders drollig. Es war wie gesagt kohlschwarz, mit ein paar merkwürdig glänzenden, in ihren Höhlen kugelnden Äugelchen, und von einer Behendigkeit, die zum Totlachen war. Es hauste mit uns vorne im Logis; aber sobald einer von uns an Deck ging, sauste es mit die Treppe hinauf, lief voran, kam zurück, schnupperte einem um die Beine und rannte wieder davon. Wenn wir im Mast mit den Segeln zu tun hatten, wartete es unten getreulich, bis wir wieder an Deck kamen, sprang in Wiedersehensfreude an uns hoch und gebärdete sich überhaupt ganz wie ein Hündchen, was uns um so possierlicher und rührender erschien, als es eben doch nur ein Ferkel war.

Wir hatten nicht viel Glück auf dieser Reise. Kaum daß wir ein paar Tage unterwegs waren, trat eine vollkommene Flaute ein, und als sich nach langer Zeit wieder Wind aufmachte, war er so kümmerlich, daß wir nur überaus langsam von der Stelle kamen. Nun hatte der Kapitän, der ein sehr sparsamer Mann war, nur soviel Proviant an Bord genommen, daß wir gerade die zwei Monate reichen konnten, auf die die Reise berechnet war. Bald aber wurde es offenbar, daß wir mindestens drei Monate keinen Hafen würden anlaufen können. Also wurden die Rationen gekürzt und immer mehr gekürzt, bis unsere Ernährung schließlich nur noch ein Hungern genannt werden konnte. Die Stimmung im Mannschaftslogis war dementsprechend nicht glänzend; und man muß sich vorstellen, wie uns zumute war, als der Kapitän eines Tages anordnete, daß unser Ferkel geschlachtet werden müßte. Es war inzwischen zu einem recht stattlichen Umfang herangediehen und mochte bei vorsichtiger Einteilung schon ein paar Mahlzeiten bestreiten. Aber uns traf der Befehl nicht anders, als wenn er dahin gegangen wäre, daß einer von uns selbst in die Menage geliefert werden solle. Es grollte bedenklich an Bord, und bei den Verhandlungen, die eine ganze Weile zwischen Achterdeck und Logis hin und her gingen, kam nur soviel heraus, daß, wenn schon das Ferkel sterben solle, keiner von der Mannschaft das Schlachten übernehmen würde. Auch der Koch nicht, der wohl wußte, weshalb er sich weigerte. So befahl der Kapitän zuletzt dem Bootsmann das Mordgeschäft. Der war ein Stadtkind und hatte sich noch nie um Schweineschlachten gekümmert. Er glaubte aber gehorchen zu müssen, kam mit einem Hammer und einem großen Messer an Deck, holte sich unser Schwarzes, das noch nichts Böses ahnte, und versetzte ihm erstmal mit dem Hammer einen Schlag vor den Kopf, um es zu betäuben. Es fiel auch um, aber im nächsten Augenblick war es wieder hoch, rannte übers ganze Schiff davon nach vorn und verkroch sich hinter uns , die wir mit finsteren Mienen geschlossen vor der Luke zu unserem Logis standen.

Nun wurde die Sache ganz brenzlich. Der Kapitän sagte, zunächst noch beherrscht, wenn auch vor Wut zitternd: wir sollten das Tier herausgeben. — Wir zuckten die Achseln.

„Gebt das Vieh heraus!" schrie er da, hochrot vor Zorn.

Der alte Jansen spuckte aus und sagte: Er solle sich's nur holen, wir hinderten ihn nicht daran.

Der Kapitän gab dem Bootsmann einen Wink. Aber der, Angstschweiß auf der Stirn, erklärte, er könne nicht mehr, es sei ihm auf die Nerven geschlagen. Da machte der Kapitän ein paar Schritte auf uns zu, als ob er selbst — dann aber besann er sich, drehte sich um und ging in seine Kajüte.

Wir stiegen in unser Logis hinunter. Lange Zeit sagte keiner ein Wort. Das Ferkel lag in einer Ecke und äugte uns aus seinen glänzenden Kugeln ängstlich und mißtrauisch an. — Man sollte es ins Wasser werfen, sagte einer, Vertrauen hat's nun doch nicht mehr, und es stirbt wenigstens einen ehrlichen Seemannstod. —

„Weißt du, was das war, was du jetzt erlebt hast?" sagte der alte Jansen zu mir. Er spuckte aus. „Das war drei Minuten vor der Meuterei."

Das Wort ging ganz unheimlich, wie ein heißer Windstoß, durchs Logis. — Einer räusperte sich; das klang wie: wenn schon! Und dann spuckten sie alle, einer wie der andere, mit finsterer Entschlossenheit um sich herum.

Am nächsten Tag kam backbord ein großer Dampfer auf. Es war ein bremischer, und er hatte genug Proviant an Bord, um uns abzugeben, was wir brauchten. Als wir dann endlich in unserem englischen Hafen waren, musterten wir sämtlich ab. Das Ferkel zog mit uns von Bord. Am Kai stand ein Schiffsschlachter.

„Was gibst du für das Tier?" fragte ihn der, dem es auf Jamaika geschenkt worden war.

Sie wurden handelseinig. Der Schlachter stopfte unser Ferkel in seinen vergitterten Wagen, und es schnüffelte mit seiner rosigen Schnute durch die Latten hindurch hinter uns her, als wir von dannen gingen.

Ich begriff es nicht, daß sie sich nun so leicht von dem geliebten Vieh trennten; und sagte das.

„Mensch", rief da einer, „wir sind doch nu an Land. Was sollen wir da mit dem ollen Schwein!"

Dem stimmten alle zu, und wir traten in die nächste Schenke.



* **Die Fliegerin, die ihren Gatten besucht.** Es ist ein langer und gefährlicher Weg, den Lady Baily nehmen oder vielmehr fliegen will, um ihren Gatten zu besuchen, der als hoher Beamter in der südafrikanischen Hauptstadt tätig ist. Daß Frauen große Flüge unternehmen, ist heute nichts Ungewöhnliches mehr. Daß aber eine Frau es unternimmt, ganz allein einen Flug von London nach Kapstadt durchzuführen, angesichts all der Gefahren, die ihr bei etwaigen Notlandungen in der Wüste oder in den undurchdringlichen Urwäldern bevorstehen können, ist ein Zeichen ganz außerordentlichen Wagemutes. Lady Baily hat allerdings die Qualitäten für eine solche Leistung. Sie gilt als die beste englische Fliegerin und ist bereits im vergangenen Jahr bei zwei Luftturnieren als Siegerin hervorgegangen. Auf dem letzten äronautischen Weltkongreß ist sie außerdem als internationale Flugmeisterin anerkannt worden. Sie hat ihren Flug, der zunächst über Paris, Marseille und Malta nach Ägypten führt, bereits angetreten.

*

* **Smaragdfunde in Transvaal.** Kein anderer Edelstein wird so selten in größeren, abbauwürdigen Lagern gefunden, wie der prächtige Smaragd. Früher waren umfangreiche Vorkommen in der Lybischen Wüste bekannt, wo z. B. Kleopatra Smaragdgruben abbauen ließ. Diese sind aber schon seit langer Zeit erschöpft. Jetzt hat man im nördlichen Transvaal, in der Gegend von Leydsdorp, im Glimmerschiefer eingesprengt, ein anscheinend sehr reiches Vorkommen des geschätzten Steines entdeckt. Die Besitzerin des betreffenden Bezirks, die Beryll-Gesellschaft, hat den systematischen Abbau in Angriff genommen und in ihrer Somerset-Grube auch bereits erfreuliche Ergebnisse erzielt. Die Fundstätte bei Leydsdorp gilt als die drittgrößte der Welt. Smaragde kommen in größeren Mengen sonst nur in Kolumbien und Australien vor.

*

* **Eine zähe Natur.** Eine beispiellos widerstandsfähige Natur scheint Paul Kosty, ein Arbeiter der La Selle Steel Company in Hammond, U. S. A., zu besitzen. Er hatte das Unglück, daß ihm eine heiße, etwa zwei Zentimeter starke Eisenstange durch den Kopf gestoßen wurde; sie drang am linken Unterkiefer ein und trat an der rechten Schläfe wieder heraus. Obwohl dem Verletzten mehrere Meter der Stange durch den Kopf gezogen werden mußten, konnte er kürzlich nach fünfmonatigem Krankenhaus-Aufenthalt als geheilt entlassen werden. Es scheint also tatsächlich „kein edler Teil" verletzt worden zu sein.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.